

**Zeitschrift:** Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus  
**Herausgeber:** Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege  
**Band:** 17 (1923)  
**Heft:** 4

**Buchbesprechung:** Von Büchern : Martin Buber

**Autor:** Wilker, Karl

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 08.02.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Von Büchern <sup>1)</sup>

Martin Buber.

Es sind gerade zehn Jahre her, dass Gustav Landauer, der schändlich im Wirrwarr des neuen Gestaltenwollens Gemordete, mit diesen Worten einen Aufsatz über Martin Buber einleitete: «Martin Buber war in diesen Jahren eine grosse Verheissung; er ist jetzt ein Gelöbnis geworden.» Damals erschien eben der «Daniel». Jetzt legt der Inselverlag dazu ein neues Werk: «Ich und Du». Und es ist nicht viel gesagt, wenn man von ihm sagt: es ist der weitaus stärkste Beleg für den Gelöbnis gewordenen Martin Buber.

Ich kenne nicht seine Lebensgeschichte. Und wenn ich sie kennte, würde ich sie vermutlich nicht erzählen, weil sie mir nicht als das Wesentliche erscheinen könnte.

Ich kenne den Menschen Martin Buber. Und ich liebe diesen Menschen mit meiner ganzen Innigkeit. Und aus dieser Liebe heraus nur kann und und mag und will ich von ihm zeugen.

Es ist seltsam: ein Anthroposoph, einer der allerverstocktesten, der allerverranntesten, der allereineitigsten, las in einem Buche mit dem fremden Titel «Die Legende des Baalschem». Er las aus ihm vor. Er deutete daraus, für die Zwecke der Anthroposophie natürlich. Und das eigentlich ward der Anlass für mich, mich mit Martin Bubers Büchern zu beschäftigen; ich merkte: es ist nichts in ihnen, was sich ausschlichten lässt für irgend eine Partei-, Kirchen-, Konfessions-, Wissenschafts-Doktrin. Was da aufwacht, auferweckt war, das war weiter nichts als die ungeheure Fülle des Lebens. Nicht das Leben in seiner Buntheit. Nicht mal in seiner Derbheit. Aber das Leben in seiner Heiligkeit, in seiner tiefsten Religiosität.

Und da eben liegt auch die Bedeutung von allem, was über Martin Buber zu sagen ist.

Man kann versuchen, ihn als Religionsphilosophen zu beanspruchen oder als Nachfahren irgend eines umgloriolten Philosophen — man wird ihm dabei nie gerecht werden, und man wird höchstens dazu verleiten, dass eine Richtung sich über seine Werke stürzt, sie zu analysieren anhebt, sie annimmt oder verwirft, sie zerklüftet oder verundeutlicht; und die, auf die es ankommt, im eigentlichsten und tiefsten Sinne ankommt, würden durch solches Unterfangen abgeschreckt und zurückgehalten werden. Sie würden argwöhnen und nicht merken, dass man diesen Menschen nicht irgendwo einreihen kann. Sie würden vor allem merken, dass man ihn am wenigsten unter die Juden einreihen kann. Martin Buber ist dem Judentum ganz innig

<sup>1)</sup> Dieser Aufsatz nimmt uns eine Aufgabe ab, die wir uns schon lange gestellt: einige Werke Martin Bubers zu besprechen. Er kommt uns gerade zur rechten Zeit, da wir nächstens (anfangs Mai) die Freude haben werden, werden, Buber bei uns (zum mindesten in Bern und Zürich), zu hören.

Die Red.

verwoben. Er ist aus ihm erwachsen. Oft ist mir, er trüge ein jahrhundertelanges Erbe in sich und sei berufen, es zu offenbaren. Man kann Martin Buber nur verstehen, wenn man das Judentum verstehen will. Man kann dieses meinethalben ablehnen. (Man tut es ja meist nur aus ganz äusseren Gründen: aus rassehygienischen Erwägungen, aus persönlicher Antipathie, aus etwelchen üblen Begegnissen, aus der Kenntnis der jüdischen Karikatur. Und wie wenig denken wir dabei daran, dass unter uns Nichtjuden wahrscheinlich prozentual mehr Karikaturen unserer Art zu finden sind!) Das ist um so unwesentlicher, als man aus Martin Bubers Werk eine ganz andere, eine tiefere Einstellung dazu gewinnen wird, aus der heraus jede Ablehnung unmöglich ist, weil, was vom Judentum zu sagen ist, nicht minder von der Menschheit, zu der es gehört wie wir alle, gilt; eine Einstellung, die uns entweder zu einem Ja zwingt oder zu einem so grundsätzlichen Nein, dass damit eine ganz scharfe und eindeutige Trennungslinie, eben die Demarkationslinie, gezogen ist, über die hinaus und hinweg ein Kompromissmachenwollen undenkbar und unmöglich ist.

Wollte ich mit ganz wenigen Worten versuchen, klar zu umreißen, was das Charakteristische an Martin Bubers Wesen und Werk ist, so könnte ich nur dieses sagen: das denkbar grösste Verantwortungsbewusstsein. Und je mehr ich ihn kennen gelernt habe, aus seinen Werken nicht nur, sondern nun auch von Angesicht zu Angesicht, um so stärker empfinde ich: sein ganzes Wesen duldet keine Unwahrheit und keine Unklarheit. Es ist da irgend etwas, was einen zwingt, den letzten Grund der Dinge aufzuspüren; nicht irgendwo abzubrechen, weil es da nicht weiter gehe, oder weil man nicht weiter wolle; es gibt kein Schonen bei ihm. Rücksichtslos. Grausam wahr. Unerbittlich scharf. Leuchtend klar.

Und immer wieder: das Verantwortungsgefühl auch dem kleinsten Worte gegenüber. Was allein es vielleicht ermöglicht, dass jemand ein Buch wie den «Daniel» und noch mehr «Ich und Du» zu schreiben vermag.

Wer so ist, der muss etwas in seinem Leben erlebt haben, was des Lebens tiefste Wesenheit ausmacht. Er muss sein Leben erlebt und erlitten haben, und er muss nicht nur sein Leben erlebt und erlitten haben, er muss in seinem Leben, durch sein Leben und unser aller Leben und Leiden mit-leben und mit-leiden. Er muss Auge in Auge der Verzweiflung gegenüber gestanden haben, von der es einmal heisst: «Die Verzweiflung ist der höchste der Sendlinge Gottes; sie bereitet uns zu Geistern, die schaffen und entscheiden können» (im «Daniel», S. 135). Er muss die ganze Abgründigkeit des Chaos kennen. Nicht nur aus dem Hörensagen. Nicht nur aus Philosophien. Nicht nur aus Romanen. Er muss sie selbst erlebt haben. Wir müssen einmal zu uns selbst gelangen. Und tun wir das, dann erleben wir das Chaos in seiner urelementarsten Wesenheit. Und nur einzig und allein dann kann man jubeln: «Erst aber sich durchringen, mit blutigen Händen, unerschrockenen Herzens sich durchschlagen zu seinem Wesen selbst, aus dem alle diese Wunder auftauchen werden. Sich entdecken! Sich finden!

Sich erkämpfen!» Von diesem Sich aus kommt man zu seinem Volke. Man merkt, dass es eine Zweiheit und doch eine Einheit ist: Ich und Volk. Man sucht sein Volk, weil man es liebt. Und man findet einen Weg, der bedeutet: «Für sein Volk ein Leben wollen, aber kein Leben, das sich mit Leben begnügt, sondern ein reiches, schöpferisches, fortzeugendes Leben» («Wege zum Zionismus, 1901; in «Die jüdische Bewegung», I. Folge, Seite 42 u. 43).

Damit ist schon wieder ein Wesentliches aufgezeigt: Martin Buber gehört zu den Menschen, die das Schöpferische durchaus bejahen, die in der Erweckung des Schöpferischen, in der Wiedererweckung des Schöpferischen aus dem Wust es erstickender und unterdrückender Geistigkeit eine unserer vornehmsten Aufgaben, vor allem die vornehmste Aufgabe alles erzieherischen Beginnens, sehen.

In diesem Sinne kann man vielleicht einzig nur vom Künstler sprechen, nicht in der engen Wort-Begriffenheit, die die Jahre geprägt haben, sondern in des Wortes wahren Sinne, angewendet auf jeden Könnenden, jeden Meister im Leben.

Man spürt in Martin Buber dieses Künstlertum ausserordentlich stark. Denn seine Worte sind von einer Prägnanz, seine Sätze von einer Schönheit, die einen immer wieder in Erstaunen setzen wird, die einem die Welt der Sprache, die Welt des Wortes als des von Anfang an Seienden überhaupt erst klar werden lässt in ihrer ganzen umfangenden und umfassenden Schönheit.

Man lese, welche Seite man will, nicht nur aus den köstlichen Nachdichtungen, die im Grunde ja doch aus Neu-Erlebnis, aus Nach-Erlebnis als Neuschöpfungen geworden sind, sondern auch aus Martin Bubers eigensten und durchdachtsten Werken, meinethalben aus seinen «schwierigen» oder gar «schwierigsten» Werken. Es mag sein, dass man den «Daniel», dass man «Ereignisse und Begegnungen», dass man «Ich und Du» zunächst wieder aus der Hand legt und sagt: es ist mir das zu hoch. Aber man wird, gezogen durch ein Geheimes, doch immer wieder dazu greifen, und man wird plötzlich dessen inne werden, dass das stimmt, was Martin Buber in seinem Aufsatz «Zur Klärung» (in «Der «Jude», Jahrg. VI, Heft 4, Januar 1922, S. 201) sagt: «Meine Sprache fordert von dem Leser nur eins: dass er wirklich lese.»

Freilich: wir haben das zumeist verlernt. Wir haben nicht mehr das Verantwortungsgefühl gegenüber dem gesprochenen oder geschriebenen Worte — um wie viel weniger noch gegenüber dem gelesenen Wort. Wort ist uns wie Ware geworden. Zu kaufen an jedem Kiosk. In jedem Friseurgeschäft. Auf jedem Markt. Münze, abgegriffen, schmutzig, verklebt, dienlich nur einem Machtvermehrten. Hier aber ist Wort etwas ganz anderes: ist wieder das Echte, das Ursprüngliche, das Göttliche.

Dem Göttlichen ist Martin Buber ganz eng verbunden. Man mag auch sagen: es ist ihm ganz eng verbunden. Wie es uns allen eng verbunden ist, ungemerkt oft, und öfter noch zerstört und getrübt.

Er fand den Weg zum Chassidismus, der sich ganz kurz so charakterisieren lässt: «Gott ist in jedem Ding zu schauen und durch jede reine Tat zu erreichen» («Mein Weg zum Chassidismus», S. 9).

Man hat natürlich sofort den Einwand bereit: also Pantheismus. Und man ist glücklich, den unbequemen Gast nun doch sicher rubrizieren zu können. Ohne was unsere Wissenschaft schier undenkbar ist

Aber Martin Buber hat das gleich in den folgenden Sätzen zurückgewiesen, in denen es heisst: «Für die chassidische Lehre ist die ganze Welt nur ein Wort aus Gottes Mund; und dennoch ist das geringste Ding in der Welt würdig, dass Gott sich aus ihm dem Menschen, der ihn wahrhaft sucht, offenbare, denn kein Ding kann ohne einen göttlichen Funken bestehen, und diesen Funken kann jeder zu jeder Zeit und durch jede, auch die gewöhnlichste Handlung entdecken und erlösen, wenn er sie nur in Reinheit, ganz in göttlicher Intention gesammelt, vollbringt.» Und gleich sei noch ein anderes Wort dem angereicht, um weiter zu klären, was etwa noch zu klären bleibt: «Ich weiss nichts von einer «Welt» und von einem «Weltleben», die einen von Gott trennten; was so genannt wird, ist das Leben mit einer verfremdeten Eswelt, das erfahrende und gebrauchende. Wer wahrhaft zur Welt ausgeht, geht zu Gott aus» («Ich und Du», S. 110). «Gott umfasst das All, und ist es nicht; so aber auch umfasst Gott mein Selbst, und ist es nicht» (S. 111).

Mich dünkt, es sei in diesen Sätzen angezeigt, wie nahe Martin Bubers Leben und Lehren sich berührt, wo nicht gar deckt mit dem Echten, was in so manchen heutigen «Irrlehren» auftaucht oder auch bei den Atrünigen, den wahrhaften Gott-Suchern oder auch bei den religiösen Revolutionären und Neuerern, die sich in Deutschland etwa um das Neue Werk (oder richtiger: um einzelne Zellen aus der Neu-Werk-Arbeit) gruppieren lassen, in der Schweiz um Ragaz und seine Freunde, international um die Jungen unter den Quäkern.

Ich möchte nicht missverstanden werden, als ob ich nun gar selbst doch versucht hätte, Martin Buber einzuordnen! Beileibe nicht! Woran mir liegt und was mir wichtig scheinen will, ist, festzustellen: Martin Buber ist nicht etwa ein isolierter Prophet, sondern in ihm dokumentiert sich ganz ungestüm und in seiner ganzen warmen Leuchtkraft unser aller Gott-Suchen und Gott-Ringen. Und wenn die christliche Kirche irgendwie aus Erstarrtheit und totem Formalismus zu neuem Leben sinnt, dann muss sie ähnliche und gar gleiche Wege gehen; dann müssen die Diener am Worte zunächst der Verantwortlichkeit, der Gewichtigkeit, der Spannweite des Wortes bewusst geworden sein.

Wir sind — die Gründe dafür aufzuwecken, dürfte nicht schwer sein — trotz allem Predigen und trotz allem Lehren Gott unendlich weit fern gerückt. An dieser Gottferne zerquälen sich viele der Gläubigsten oder versinken in Abergläubigkeit.

Wo aber ist unser Mut zum Erschütterterwerden? Unser Wille zur Umkehr, unser Wille zur Erneuerung?



Man schreit: tuet Busse! Aber man vergisst, dass nicht Busse ist, den Leib oder die Seele zu kasteien, sondern wahrhaft und wirklich nur die Umkehr zu uns selbst, das Selbstfinden, das Selbsterneuern. Und von da aus den Weg zu Gott gehen und finden.

Alle diese Gedanken sind aber nicht nur von einem begrenzten Werte oder einer engen Bedeutung. Wie schliesslich unser Drang zu relativieren uns verleiten möchte zu behaupten.

Die ganze Zerrissenheit unserer Zeit — ist sie denn etwas anderes als Symptom für die Zerrissenheit unserer selbst? Können wir Politiker, können wir Gesetzgeber, können wir Forscher, können wir Künstler haben mit der Weite des Blickes für die ganze Welt und der Tiefe des Herzens für Gott und Menschen, wenn in ihrem Innern hin und her wogt die Leidenschaft nach Ruhm und Macht und Glanz und Gewalt?

Zerfallen ist unser Handeln auf Erden, zerfallen ist das Handeln nach Aussen und das Bekennen nach Innen — das bei vielen zwar kaum mehr zur Geltung kommt; man ist versucht zu sagen: aberzogen ist.

In Martin Buber lernen wir vielleicht den Politiker der Zukunft kennen. Den liebenden Menschen. Den sehenden Menschen. Vielleicht einmal... Aber vielleicht zu spät für das Elend des Augenblicks, das den Erdball durchzuckt. Es ist da ein Bild in «Ich und Du», das mich nicht mehr loslassen will, so oft ich sehe auf das politische Geschehen rings um mich. Es ist dieses (S. 59): «... vor einem Nu hast du es wie ich gesehen, dass der Staat nicht mehr gelten wird; die Heizer häufen noch die Kohlen, aber die Führer regieren nur noch zum Schein die dahinrasenden Maschinen. Und in Nu, während du redest, kannst du es wie ich hören, dass das Hebelwerk der Wirtschaft in einer ungewohnten Weise zu surren beginnt; die Werkmeister lächeln dich überlegen an, aber der Tod sitzt in ihren Herzen. Sie sagen dir, sie passten den Apparat den Verhältnissen an; aber du merkst, sie können fortan nur noch sich dem Apparat anpassen, solange er es eben erlaubt. Ihre Sprecher belehren dich, dass die Wirtschaft das Erbe des Staates antrete; du weisst, dass es nichts anderes zu erben gibt als die Zwingherrschaft des wuchernden Es, unter der das Ich, der Bewältigung immer unmächtiger, immer noch träumt, es sei der Gebieter.»

Wir reden heute wieder unmässig viel von Gemeinschaft. Wir sind dabei auch hier in Gefahr, des Wortes wahren Sinn zu vergessen über unserm Hineindeuteln von uns jeweilig Genehmigen. Wir reden von Volks- und Staategemeinschaften. Wir haben verwegene Gedanken von Völkergemeinschaften und erleben immer wieder das Zusammenbrechen unserer so kühn gefügten Gedankenmonumente. Ob das nicht liegt daran, dass wir vermengen: Gesellschaft und Gemeinschaft? Dass uns das Vermögen der Synthese abgeht, das Martin Buber in so hervorragendem Masse eignet? Denn das ist ein durchgehender Zug in allem von ihm Geschriebenen und Gesprochenen: die Synthese zu vollziehen. Und dieses Vollziehen der Synthese ist letzthin ja immer wieder die Synthese mit Gott.

So, dem Wesenden nachgehend, würden wir erkennen: «Die Menschen, die nach Gemeinschaft begehren, begehren nach Gott. Alle Begier nach wahrer Verbundenheit geht nach Gott; und alle Begier nach Gott geht nach der wahren Gemeinschaft. Aber Gottbegier ist nicht Gottwollen. Die Menschen suchen Gott, aber er ist nicht aufzufinden, denn er ist nicht «vorhanden». Die Menschen möchten Gott haben, aber er gibt sich ihnen nicht, denn er will nicht besessen, sondern verwirklicht werden. Erst wenn die Menschen wollen werden, dass Gott sei, werden sie die Gemeinschaft tun.

Die letzte Not ruft das Gottwollen, «den Geist der Wende» (Schlussworte von «Gemeinschaft», S. 26).

Der Geist der Wende! Immer wieder kündigt er sich an. Er kündigt sich in der inneren Not der Masse, die führerlos sich treiben lässt und im Dunkeln der Einsamkeit des Einzelnen gen Himmel schreit um Hilfe. Er kündigt sich aber auch in dem furchtbaren Ringen der Einzelnen, in dem Gottsuchen und Gottfinden, das ein so gewaltiges ist, dass der darum ahnende immer wieder die tiefe Freude am Leben empfindet, die all solch Suchen auslöst.

Es ist das nichts Neues. Grade aus den Legendenbüchern Martin Bubers erfährt man um dieses wahre Gottsuchen, das zugleich wahres Weltsuchen ist, im Volke Israel. Aber nicht auf dieses nur beschränkt. Vielleicht stärker hier, auswirkender als in andern Kreisen. Und vielleicht auch realer. Denn diese Heiligen sind ganz wundersam reale Heilige. Nie braucht man sie in einem Märchenlande zu suchen. Sie könnten heute noch ebenso gut aus den Dunkelheiten der Ghettos heraustauchen, diese «Narren Gottes», die man aus den Legenden von den Sufis kennt wie aus denen der Franziskusjünger, die im Orient wie im Okzident uns begegnen, diese Menschen-Heiligen, die niemand kürzer und treffender zeichnen kann als der so ganz in ihnen lebte und webte, dass er ihr Leben, ihre Wundertaten erzählt, als sei ihr Leben das seine und ihre Wundertaten von ihm erlebt. Der «Narr Gottes» —: «Das ist der Mensch, der um der unverstörten Unmittelbarkeitsbeziehung zu Gott willen aus den Regeln und Ordnungen der Menschen getreten ist, ohne jedoch aus ihrem Leben zu treten: er ist nur abgelöst, nicht abgeschieden; er steht einsam dem ewigen Du gegenüber, aber nicht in der Einsamkeit der Abgesonderten, sondern in jener welttreuen und gelassenen, die alle Verbundenheit einschliesst: abgelöst-verbunden lebt er inmitten der Menschen, ihre Mängel nur als die eigenen wahrnehmend, sich ihrer und aller Kreatur in der Gottesfreiheit erfreuend» heisst es im Geleitwort (S. LXX und LXXI) des einzigartigen Buches vom grossen Maggid und seiner Nachfolge, das einen anmutet wie ein ewiger Quell edelsten Menschenliebens.

Aber Martin Buber hat sich nie versteift nur auf sein Volk. Er ist, so stark er in ihm wurzelt, und vielleicht gerade deshalb, lange den Schritt gegangen, der zum Menschheitsganzen führt.

Er hat uns aus China mit der ihm eigenen blumenhaften Zartheit seiner Sprache Gespenster- und Liebesgeschichten erzählt; er wählt die Reden und Gleichnisse des Tschuang-Tse aus und schliesst sie ab mit einer wun-

derbaren Studie über die Lehre von Tao; er wählt ekstatische Konfessionen und leitet sie ein mit einer Abhandlung über Ekstase und Bekenntnis, die nichts an sich hat von trockener Gelehrsamkeit, aber alles vom im Erleben gereiften Menschen. Und auch hier dieses ganz einzigartige Begreifen von Sprechen und Wort — so, wenn es heisst: «Es gibt freilich ein allerstillstes Sprechen, das nur Dasein mitteilen, nicht beschreiben will. Es ist so hoch und still, als sei es gar nicht in der Sprache, sondern wie ein Heben der Lider im Schweigen. Es übt keine Untreue, denn es sagt nur aus, dass etwas ist.» (S. XX und XXI der ersten, Seite 18 der zweiten Ausgabe.)

Es übt keine Untreue — das ist das Gefühl, das einen überkommt, so oft man dem Worte dieses Mannes lauscht, hörend oder lesend.

Mag sein, dass das auch wieder damit zusammenhängt, dass er überall zu den Müttern hinabsteigt, als den Gebärerinnen alles Lebendigen. Nur so versteht man, dass gerade er das Kalewala, dieses seltsam-wunderbare finnische Nationalepos, neu herausgeben musste, eingeführt von einer Betrachtung «Das Epos des Zauberers». Man könnte mit Martin Bubers eigenen Worten auch sagen: das «Epos des schöpferischen Wortes» (S. XX).

Es ist unerlässlich, auf alle diese Arbeiten hinzuweisen, weil sie erst klar machen, welchen Weg Martin Buber gehen musste und muss. Sein Weg ist immer abseits des Tageslärms gewesen. Er wird es auch bleiben. Denn es ist nicht zu besorgen, dass sich, selbst in unserer stark dem Religiösen wieder zu tendierenden Epoche, allzu viele ihm als Schüler oder Jünger zugesellen werden. Man könnte fast sagen: der Dienst am Wort in seiner Ur-Bedeutung ist zu mühsam, ist zu schwer, ist zu wenig lockend, weil er ein Entsagen dem bloss-äusserlichen Blendwerk und Getue ist. Um so fester wird sich aber der Kreis seiner Freunde immer zu ihm bekennen, wissend, dass er zu den stärksten Erneuern nicht eines Volkes, sondern der Menschen gehört.

Gustav Landauer hat, in seinem schon erwähnten Aufsatz, darauf hingewiesen, dass aus der Gattung der Abstraktion mit dem Gefühl (was gnostisch zu nennen vielleicht zu gefährlich ist) etwas herrührt, was sich damals schon zeigte, was er merklicher werden hoffte und glaubte, was tatsächlich auch wohl der Fall ist: «Wie Buber der Apostel des Judentums vor der Menschheit ist, so wird er ein Erwecker und Fürsprecher des spezifisch frauenhaften Denkens sein, ohne das unsrer fertigen und gesunkenen Kultur keine Erneuerung und Erfrischung kommen wird. Nur erst, wenn alles, was als Geschenke im Geist der Menschen lebt, wenn all unser abstraktes Denken zur Vermählung eintaucht in den tiefen Grund des Gefühls, wird aus unserem Denken Tat, wird aus unserer logischen Oede wahrhaftes Leben erwachsen. Dazu wird die Frau helfen; und wie Rahel, zu deren geistiger Familie Martin Buber gehört, von dem frauenhaften Manne Goethe geweckt und gehalten worden ist, so werden die Frauen kommen und sind schon unterwegs, die in Bubers Gedankenmusik einstimmen» (in «Der werdende Mensch», S. 249/250). Dieses toten Freundes Worte sind vielleicht



das Schönste, was über Martin Buber gesagt werden kann. Als Eigner hat er immer neben Gustav Landauer gestanden; und ihm so nahe, dass er und niemand anders allein als Pfleger seines literarischen Nachlasses bestimmt werden konnte. Das Bekenntnis zu dem toten Freunde, das in der Erfüllung, in der Aufsichtnahme seines letzten Willens eingeschlossen ist, weckt in uns das frohe Hoffen, dass viel tiefer, als wir ahnen und merken, wir einander verwurzelt sind und Kraft geben, Kraft nehmen, wirkend an dem Einen: dem Dienen zu Gott als dem Dienen am Menschen.

\* \* \*

Dass es mir fern liegt, irgendwie Werk und Leben Martin Bubers in einen engen Rahmen gefasst seiner Mitwelt zu präsentieren, brauche ich kaum sonderlich zu betonen. Dieses ist allein der Zweck meiner Worte: ihn als Freund zu gewinnen denen, die in sich ein ähnliches Suchen und Ringen verspüren, wie es einem Grossteil der deutschen Jugend eignet. Nicht einen neuen Führer will ich proklamieren. Nicht einen Propheten ausrufen. Ganz schlicht nur sagen: Siehe, da kommt einer, der Dir zeugen kann von dem Wesen der Dinge, vom Wesen des Menschen, vom Wesen Gottes.

Und dann mag es dem Einzelnen überlassen bleiben, sich dem aufgezeichneten Werke als willfährig Aufnehmender zuzuwenden. Ich versuche, soweit es mir möglich ist, und ich darf annehmen mit einigem Anspruch auf Vollständigkeit, die Schriften Martin Bubers in einer leicht durchschaubaren bestimmten Anordnung zusammenzustellen:

Daniel. Gespräche von der Verwirklichung. Inselverlag, Leipzig. Zweite Auflage. 1919. 153 Seiten.

Ereignisse und Begegnungen. Ebenda. Zweite Auflage. 1920. 98 Seiten. (Geschrieben 1907 und 1914.)

Ich und Du. Ebenda. 1923. 140 Seiten. (Entwurf 1916, erste Niederschrift Herbst 1919, endgültige Fassung Frühling 1922.)

Die Geschichten des Rabbi Nachman. Rütten u. Loening, Frankfurt a. M. Neuntes bis dreizehntes Tausend. 1920. 156 Seiten. (1906.)

Die Legende des Baalschem. Ebenda. Achtes bis zehntes Tausend. 1920. XII und 237 Seiten. (1907.)

Der grosse Maggid und seine Nachfolge. Ebenda. 1922. XCVI und 226 Seiten. (1921.)

Die Rede, die Lehre und das Lied. Drei Beispiele. (Enthält die Geleitworte zu den Ekstatischen Konfessionen, zu den Reden und Gleichnissen des Tschuang-Tse und zum Kalewala.) Leipzig, Inselverlag. Zweite Auflage, 1920. 127 Seiten. (1909, 1910 und 1914.)

Drei Reden über das Judentum. Rütten und Loening, Frankfurt am Main. 8.—17. Tausend. 1920. 102 Seiten. (1909 bis 1911.)

Der heilige Weg. Ein Wort an die Juden und an die Völker. Ebenda. 4.—13. Tausend. 1920. 90 Seiten. (1918.)

- Vom Geist des Judentums. Reden und Geleitworte. Kurt Wolff, München. 4.—5. Tausend. 1916. 193 Seiten. (Drei Reden aus den Jahren 1912—1914 und die Geleitworte zum Rabbi Nachman 1906 und zum Baalschem 1907.)
- Cheruth. Eine Rede über Jugend und Religion. R. Löwit, Wien und Berlin. 1919. 36 Seiten.
- (Diese Reden erscheinen demnächst in einer neuen Ausgabe, neun Reden enthaltend, bei Rütten u. Loening in Frankfurt am Main).
- Die jüdische Bewegung. Gesammelte Aufsätze und Ansprachen 1900—1914. Erste Folge. Jüdischer Verlag, Berlin. Zweite Auflage 1920. 254 Seiten. Zweite Folge 1916—1920. Ebenda 1920. 223 Seiten.
- Worte an die Zeit. Dreiländerverlag. München, Wien, Zürich. 1919. Erstes Heft: Grundsätze. 11 Seiten. Zweites Heft: Gemeinschaft. 26 Seiten. (Die weiteren Hefte sind nicht erschienen.)
- Mein Weg zum Chassidismus. Erinnerungen. Rütten u. Loening, Frankfurt am Main. 1918. 28 Seiten.
- Ekstatische Konfessionen. Gesammelt von M. B. Jena, Eugen Diederichs, 1909. XXVIII und 239 Seiten. Veränderte Neuausgabe. Inselverlag zu Leipzig. 1921. 202 Seiten.
- Reden und Gleichnisse des Tschuang-Tse. Deutsche Auswahl. Neubearbeitete Ausgabe. Inselverlag, Leipzig. 1918. 129 Seiten. (1910.)
- Kalewala. Das National-Epos der Finnen. Uebertragung von Anton Schiefner. Bearbeitet und durch Anmerkungen und eine Einführung ergänzt. 4. und 5. Tausend. Verbesserte Neuausgabe. Meyer u. Jessen, München. XX und 355 Seiten. (1914 und 1921.)
- Chinesische Geister- und Liebesgeschichten. 5.—7. Tausend. Rütten u. Loening, Frankfurt am Main. 1919. XV und 188 Seiten.
- Einige in Zeitschriften (vor allem «Der Jude»), im Insel-Almanach und andernorts veröffentlichte kürzere Aufsätze sowie Uebertragungen sind in den bisherigen Buchausgaben noch nicht erschienen. Hinzuweisen ist endlich auf die von Martin Buber besorgten Neuausgaben von Werken Gustav Landauers (insbesondere «Der werdende Mensch», Gustav Kiepenheuer in Potsdam. 1921. X und 366 Seiten) sowie auf die von ihm kurz eingeleiteten Loblieder des Elijah Rapoport (im Marcan-Block-Verlag zu Köln am Rhein 1923. 67 Seiten.)

Dr Karl Wilker (Berlin)

## Briefkasten

1. Ein aus dem Ausland zurückgekehrter Freund schreibt uns: «Mit Interesse habe ich wieder einmal eine Nummer der «Neuen Wege» gelesen, die sich ganz bedeutend entwickelt haben. Meiner Ansicht nach waltet jedoch noch zu sehr der Geist der Diskussion. Die Zeitschrift sollte gleichzeitig auch mehr dynamisch wirken, willensbildend, tataufrüttelnd, menschengesaltend. Dann würde sie eine Tat sein.»

Statt einer Antwort sei eine Frage an die Leser gestellt: Was sagen Sie zu dieser Äusserung? Ist sie richtig oder nicht?

2. An X.: Ob sich die Neuen Wege nicht einmal zur Freiland-Freigeld-Theorie äussern werden? Wir wollten es schon lange tun, haben es aber zumteil deshalb unterlassen, weil die Neuen Wege die Behandlung dieser stark technischen Probleme mehr als die Aufgabe des «Aufbau» betrachteten. Doch werden wir, wenn möglich, einmal über die Bewegung von allgemeineren Gesichtspunkten aus reden. Ein Artikel über Werner Zimmermann ist schon lange gerüstet. Wir bitten um ein wenig Geduld. Es kommt alles dran.

3. An H.: «Sie halten sich über den Artikel «Zur deutschen Not» im Februarheft auf. Dabei scheinen Sie vorauszusetzen, dass die in den «Neuen Wegen» erscheinenden Beiträge immer genau den Meinungen der Redaktoren entsprechen. Das ist aber keineswegs der Fall. Wir gewähren freie Rede. Jenen Artikel hätten wir nicht genommen, wenn er von schweizerischer Seite gekommen wäre, aber als deutsche Stimme, und zwar als von einem ausgezeichneten Menschen stammend, glaubten wir ihn neben den andern bringen zu müssen. Wer anders denkt, warum antwortet er nicht? Auch ihm steht bei uns das Wort frei.

## Von der Liebe

Wie man die Menschen lieben soll, habe ich von einem Bauern gelernt. Der sass mit andern Bauern in einer Schenke und trank. Lange schwieg er wie die andern alle, als aber sein Herz vom Wein bewegt war, sprach er seinen Nachbarn an: «Sag du, liebst du mich oder liebst du mich nicht?» Der andere antwortete: «Ich liebe dich sehr.» Aber er sprach wieder: «Du sagst: ich liebe dich, und weisst doch nicht, was mir fehlt. Liebstest du mich in Wahrheit, so würdest du es wissen.» Der andere vermochte kein Wort zu erwidern, und auch der Bauer, der gefragt hatte, schwieg wieder wie vorher. Ich aber verstand: Das ist die Liebe zu den Menschen, ihr Bedürfen zu spüren und ihr Leid zu tragen. (Aus B u b e r: Der grosse Maggid.)

## Sünde und Schwermut

Ein Chassid klagte dem Lubliner, dass er von bösen Lüsten geplagt werde und darüber in Schwermut gefallen sei. Der Rabbiner sagte ihm: «Hüte dich über alles vor der Schwermut, denn sie ist schlimmer und verderblicher als die Sünde. Was der böse Geist im Sinn hat, wenn er die Lüste im Menschen weckt, ist nicht, in ihn die Sünde, sondern ihn durch die Sünde in die Schwermut fallen zu lassen.» (Aus B u b e r: Der grosse Maggid.)